

Prof. Bernhard Meyer

Bewegung für die Langsamen

Zur Rückgewinnung des öffentlichen Raumes

Es ist unübersehbar: früher war manches ganz anders. Der Behauptung soll hier nun nachgegangen werden, dass der öffentliche Raum sich für Kinder, Alte und Beeinträchtigte langsam verändert hat und unbemerkt Qualitäten verschwunden sind, deren Bedeutung sich erst heute erschließt. Was einmal selbstverständlich war, verschwand zunächst, ohne dass es vermisst wurde. Doch irgendwann zeigt die Analyse auf, welche wichtige Funktion das verlustig Gegangene hatte.

Veränderungen

Verschwunden sind zum Beispiel an den Grundstücksgrenzen die vielen kleinen Mäuerchen, die dazu einluden, darauf zu balancieren oder aber sich auch kurz auszuruhen. Langsam aber sicher wurden sie durch höhere Zäune ersetzt. Ein Gelegenheit, die für Kinder die Wege interessant macht, und die für Alte ein Erholungspunkt waren, ist so verschwunden.

So wie der Privatheit deutlich der Vorzug gegenüber dem Öffentlichen gegeben wurde, gerieten alle Übergänge unter das planerische Radiergummi. Zwar lernten Studierende der Architektur, dass es nicht nur den privaten und den öffentlichen Raum, sondern auch den Halb-öffentlichen gibt. Diese Übergangsflächen, die einerseits dem privaten Grund zuzurechnen sind, andererseits aber auch von Menschen genutzt werden, die dort nicht wohnen, puffern die unterschiedlichen Ansprüche ab. Heute stoßen sich die Interessen vielfach unmittelbar an der Grenze.

Verschwunden sind zum Beispiel die Treppen zu den Hauseingängen, die im öffentlichen Raum erreichbar waren. Kinder sind hochgelaufen, haben von oben einen anderen Überblick gehabt, um dann beim Herunterspringen möglichst wenige Stufen zu berühren.

Ein anderer Aspekt einer verschwundenen Qualität betrifft die Definitionsoffenheit. Immer mehr verregelte Flächen und geregelte Nutzungen fixieren darauf, dass diese Regeln auch eingehalten werden. Ebenso gibt es typologische Muster, die dazu führen, dass bei älteren Menschen das Sitzen im öffentlichen Raum immer mit einer Bank verbunden wird. Es ist jedoch der Kern jeder Aneignung, dass man selbst definiert, was etwas ist und wozu es gut ist. Die Verinnerlichung dieser Regelungsmechanismen, die Verfestigung von Typen führen bei Erwachsenen oft dazu, dass sie sehr irritiert sind, wenn etwas nicht eindeutig ist. Ambivalenz wird nicht als Chance gesehen, sondern als Betriebsunfall im öffentlichen Raum.

Ebenso verschwanden zum Beispiel die quadratischen Gehwegplatten, die in hellen und dunklen Tönungen zu sprunghaften Vorwärtsbewegungen führten. Auch die Muster von

Hüpfspielen beruhen auf dieser Form der Gehwegplatte. Mit dem Verbundsteinpflaster zog ein Straßenspielkiller in den öffentlichen Raum ein.

Freiheitsentzug ohne Urteil

Auf diese Weise sind langsam, aber sicher Aufenthaltsflächen verloren gegangen, so dass Menschen, die stehen bleiben, Personen, die sich aufhalten, ein Hindernis darstellen und damit zum Störfaktor werden. Der öffentliche Raum ist Transportstrecke für die Berufstätigen, ob nun mit dem Auto oder zu Fuß. Wer sich ausschließlich zielorientiert verhält, verliert auch die Aufenthaltserfahrung. Erfahrung vermittelt sich über die Sinne. Unterschiedliche, in der Umgebung einmalige Erfahrungsmöglichkeiten haben der Straße ein unverwechselbares Profil gegeben, waren identitätsstiftend. Doch das wird zunehmend als Kindheitserfahrung abgespeichert. Und im Alter, wenn man wieder langsamer wird, stellt man verwundert fest, was alles nicht mehr möglich ist.

Verloren gegangen ist im Laufe des Erwerbslebens die Aufenthaltsperspektive, die den Blick und die Aufmerksamkeit anders bündelt. Wer sich nur bewegt, kennt nicht mehr den Blickwinkel derjenigen, die sich aufhalten. Und ist das Bewusstsein für eine Aufenthaltsqualität verloren gegangen, die die Chance lässt, Teil einer spezifischen Straßenwirklichkeit zu werden, die zur eigenen Person passt.

Und dies dokumentieren oft Bebauungspläne. Für Fahrzeuge sind zwei Vorgänge vorgesehen: 1. Die Bewegung von A nach B, das nennt man Fahren. Dafür die eigene Fahrbahn. Und 2. der Aufenthalt, genannt Parken. Dafür die eigenen Parkplätze.

Für Menschen ist nur ein Vorgang vorgesehen, nämlich die Bewegung von A nach B, also Gehen. Dafür der 1,50 m breite Fußweg. Die Straße als Aufenthaltsort bleibt unberücksichtigt. Die gleichförmige Rastrierung und Orientierung in Fahrtrichtung betont den Charakter der Straße als Transportbahn. Das Moment der Identifikation, der sukzessiven Orientierung entfällt, da die Straße als Ganzes sofort erfasst ist. Es bleibt nur übrig, sie als Strecke zu durchqueren.

Die Reduktion auf Verkehrs-, auf Bewegungsfunktionen für Autofahrer, Radfahrer, Fußgänger vernachlässigt die Bedürfnisse von Kindern, alten und beeinträchtigten Menschen. So wird ihnen unreflektiert die Grundlage für Aneignungs-, Entscheidungs- und Kommunikationsprozesse, die lebensentwickelnd und -erhaltend sind, entzogen. Wo der Straßenraum diese Qualität nicht ausweist, werden die einen immer weniger rausgelassen, die anderen trauen sich immer weniger vor die Tür. Eine Straße in lebensbedrohender Bewegung ist wie Freiheitsentzug - ohne Urteil. Ein latent lebensfeindlicher Straßenraum kennt keine Übergänge vom Privaten zum Öffentlichen und kennt keine Inseln der Ruhe und freien Gestaltung. Fehlende Folgenabschätzungen von Planungen und die Dominanz normativer Lösungen lassen Erwerbstätigen als Planer und Entscheider oft nicht merken, dass Lebensweltqualität verloren geht.

Wer sich zum Beispiel nicht regelmäßig mit Anderen im öffentlichen Raum trifft, mit denen man sich unterhalten möchte, mit denen man verweilen möchte, für den existiert nur abstrakt die Anforderung "Kommunikation". Also werden Sitzbänke um Bäume herum angebracht (im Schatten und außerdem wird auch der Baum geschützt). Dass dabei die Sitzenden nach außen sehen und durch die Kreisanordnung allenfalls noch zwei Personen nebeneinander sich mit Verrenkungen sehen, existiert als Erfahrungswert nicht.

Der allmähliche Verlust von Qualitäten und die funktionelle Reduktion zeigen Folgen, die heute unübersehbar sind. Es betrifft die Langsamen im Straßengeschehen: Kinder, Menschen mit Beeinträchtigungen und alte Menschen.

Attraktives Elterntaxi

Aus den Erfahrungsbildern der Wohnumgebung setzt sich eine „innere Landkarte“ zusammen. Für das innere Mapping werden unverwechselbare kindgemäße Unikate gebraucht, an denen sich das Kind orientiert. Eine gleichförmige Straßengestaltung ohne unverwechselbare dauerhafte Anreize unterstützt die Orientierungslosigkeit. Während selbst Erwachsenen dies in den Hochhaussiedlungen der 70er Jahre auffällt, erschließt sich dies nicht in anderen Wohngebieten. Die Vielfalt der Hausgestaltung ergibt ein individuelles Bild. Doch das sehen Kinder nicht. Ein Weg auf dem nichts los ist, wirkt langweilig.

Eingefasst zwischen Haus- und Fahrzeugwänden hält diese Schlucht immer weniger Anregungen bereit. Die Weite des Straßenraumes wird durch die ansteigende Zahl von Autos zunehmend verstellt. Aber auch die Grundstücke und Fassaden verschließen sich. Kinder haben nicht nur keinen Überblick, sondern bekommen auch immer weniger Einblick. Der private Raum schließt sich ab. Eine Sammlung aller Erlebnismöglichkeiten im Straßenraum aus der Sicht von Kindern offenbart die Sinnlichkeit dieses Vorganges. In einer südhessischen Stadt optische Anregungen (42,5%) am Häufigsten genannt, z.B. in Kellerfenster sehen. Auf Platz 2 rangieren Bewegungsanlässe (35%), z.B. schräge Fläche rauf- und runterlaufen. Den dritten Platz nehmen Szenen ein, die Neugier erwecken, die Erlebnisse versprechen (22,5%), z.B. Sperrmüll untersuchen. Am vierthäufigsten (20%) werden haptische Erfahrungen genannt, z.B. mit der Hand am Zaun entlangrattern. Akustische (7,5%) und olfaktorische Erlebnisse (5,0%) bilden deutlich die Schlusspositionen. Dazu gehören Blumenriechen und das Briefkastendeckelklappern. Von 142 untersuchten Straßen wiesen 35 (=24,6%) keine Erlebnisqualität auf. Die Mehrzahl der Straßen, nämlich 84 (=59,2%) boten 1-2 Erlebnisqualitäten an. Straßen mit Anregungsvielfalt waren nur 23 (=16,2%) vorzufinden, davon 13 mit je drei Erlebnisqualitäten, 8 mit je vier und 2 mit je fünf Erlebnisqualitäten.

Dieses Ergebnis hat niemand absichtsvoll geplant. Es war nicht bewusst, dass kleine Mauern für Kinder wichtig sind. Wer hat sich Gedanken über die kleinen Hausvortreppen gemacht, die man erklimmen kann, von oben den Überblick hat und dann mutig herunterspringen

kann? Die Folgen des Einsatzes von Verbundsteinpflaster sind auch nicht vorher bedacht worden. Sie lassen viele Spielmöglichkeiten verschwinden, wie z.B. Hinkelkästchen.

Diese unattraktive Qualität wird durch das Angebot des Elterntaxis aufgehoben. Für Kinder bedeutet dies allerdings eine weitere Abhängigkeit von Erwachsenen, wenig unmittelbare Straßenerfahrung, keine Autonomie bei der Nutzung, geringe Orientierung im öffentlichen Raum und Bewegungsmangel. „Lieber fahren als gehen“ hat sichtbare Folgen.

Wenn Gewalt ausgeübt wird, ohne dass es einen Akteur gibt, spricht Johan Galtung von struktureller Gewalt (rororo, Reinbek bei Hamburg 1982). Solche Potenziale entfalten sich für Kinder durch einen Mangel an Übersichtlichkeit, Aufenthaltsmöglichkeiten, Orientierung und Anregung. Doch dies wird von der Mehrzahl der Erwachsenen nicht bemerkt, weil sie den öffentlichen Raum aus anderer Perspektive und mit anderer Interessenlage erleben. Es fehlt ein altersentsprechender Maßstab.

Rückzug ins Private

Eine Recherche der Literatur zum Wohnen im Alter vermittelt, dass die Wohnung zunehmend zum Lebensmittelpunkt wird. Gleichzeitig verringert sich der räumliche Aktionsradius. Durchgehend wird konstatiert, dass ältere Menschen stärker auf ihre Wohnung und deren unmittelbare Umgebung fixiert seien. Diese Reduktion des Radius verbinden alle Autoren mit dem zunehmenden Alter, wobei besonders die Krankheitsanfälligkeit und Morbidität hervorgehoben werden. Es wird zwischen einem „Draußen-Typ“, der bei den 65-79jährigen gesehen wird, und einen „Draußen-Typ“, der für 80-94jährige konstatiert wird, unterschieden.

In vielen Untersuchungen werden die Aktivitäten beschrieben, die außerhalb der Wohnung unternommen werden. Der Inhalt der Aktivität liefert jedoch keinen Erkenntnisgewinn. Ob nun 40% angeben, „Besorgungen zu machen“, bedeutsam ist es, dass sie sich persönlich auf den Weg machen. Wenn aber die Wohnung verlassen wird, findet eine bilanzierende Verträglichkeitsprüfung statt. Reichen die persönlichen Ressourcen aus, um den Anforderungen der Wegstrecke und des aufzusuchenden Raumes gerecht zu werden? Insofern ist weniger nach den Aktivitäten als nach den behindernden Bedingungen zu fragen. Die persönlichen körperlichen Beeinträchtigungen sind schnell als Grund identifiziert, dass sich der Aktionsradius verringert. Doch werden hier nicht die sozialräumlichen Gegebenheiten als unveränderlich akzeptiert? Der Anteil des Behinderungspotentials im Außenraum wird nicht in den Blick genommen. Auch in aktuellen Veröffentlichungen dominieren individuelle Merkmale.

Zwischen objektiven Hindernissen, gibt es auch individuelle Einschätzungen, die sich zum Beispiel im Sicherheitsgefühl niederschlagen. Dabei dominiert bei Ersteren vor allem die Diskussion um Gewalt und Kriminalität. Die Bindung der Chiffre ‚Unsicherheit‘ an

Kriminalität, was noch durch Dunkelheit verstärkt wird, führt zu einer eingegengten Betrachtung des Nutzungsverhaltens. Der Möglichkeitsrahmen des öffentlichen Raumes weist noch andere Aspekte auf als „unbelebt ... dunkel ungepflegt uneinsichtig“. Wenn sich ein Mensch aus dem Haus begibt, findet eine Folgenabschätzung statt, die aus dieser Entscheidung resultiert. Sowohl vorgängige Erfahrungen, eigene Möglichkeiten und Bedingungen des öffentlichen Raumes werden in Beziehung zueinander gesetzt. Es findet eine Risikoprüfung dahin gehend statt, ob und inwieweit die Zielerreichung gefährdet ist. Bei unsicherer Bilanz, oder wenn zu viel Risiken entdeckt werden, kann es zu Ausweichstrategien führen. Zum Beispiel: Wer kann mir die Besorgung erledigen? Brauche ich es unbedingt?

Diese alltägliche Risikoabschätzung ist bisher kaum untersuchungsrelevant. In der Regel wird alles erst ab einer gewissen Dramatik relevant. Als häufigste Vorkommnisse sind hier Verletzungen in Folge von Stürzen, Bränden und Verkehrsunfällen zu nennen. Vor allem dominiert die Benennung von schweren Straftaten, Raub-, Eigentums- und Vermögensdelikten. So wichtig diese Aspekte sind: sie stellen jedoch nur einen Ausschnitt der entscheidungsrelevanten Aspekte dar. Es ist vor allem das Bild eines Menschen hinterlegt, der unsicher ist; der sich im Straßenverkehr als Fußgänger nicht bewegen kann; dessen sensorische Möglichkeiten eingeschränkt sind. Das Sicherheitsbedürfnis alter Menschen wird reduziert ausgewertet. Es fehlt der Aspekt der körperlichen Kraftreserven. Die Auseinandersetzung mit der Umgebung muss durch die Konfrontation mit körpereigenen Signalen ergänzt werden. Und die signalisieren für das Unterwegs sein, dass es langsamer wird; dass es mehr Kraft kostet; und dass die Komplexität der Anforderungen anstrengt.

Perspektivenwechsel

Ein Wissenschaftsdisziplinen übergreifender Blick lässt deutlich werden, dass der Kern eines Perspektivenwechsels die Veränderung ist. Der Akteur verändert seine Position im physischen Raum oder er nimmt eine andere gedankliche Position ein. Aber die Veränderung kann auch den Gegenstand des Interesses betreffen, den man physikalisch in eine andere Position bringt oder den man verändert rezipiert. Zu der bekannten Sicht kommt eine weitere hinzu. Sie erschließt sich durch eigene Veränderung oder durch die Hinzunahme der Sicht des/der Anderen.

Diejenigen, die Entscheidungen über den öffentlichen Raum treffen, die ihn sukzessive verändern, sind berufstätige Männer und Frauen. Sie können die Erfahrungen von Kindern nur in einer trügerischen Form berücksichtigen. Ihre Kindheitserinnerungen sind nicht mehr planungsrelevant. Ihre Möglichkeiten, die kindliche Sichtweise einzunehmen, sind durch die Lebensgeschichte verstellt. Und die veränderte Sicht auf den öffentlichen Raum, wie ihn die Befindlichkeit von beeinträchtigten oder älteren Menschen mit sich bringt, ist auch nicht im Erfahrungsfundus vorhanden.

Es wird erkennbar, dass Menschen, die man selbst nicht repräsentiert, ihr aktuelles Erfahrungswissen zur Verfügung stellen müssen. Sie sind als Erfahrungsexperten ernst zu nehmen. In ihren Erfahrungsmittteilungen steckt immer die Botschaft, etwas zu erhalten, weil es so gut ist; etwas zu verändern, weil es gegenwärtig stört, hindert oder unangenehm ist; etwas zu ergänzen, weil dann das Vorhandene besser wird. Entsprechend sollte nicht nach Wünschen, sondern nach Erfahrungen gefragt werden.

Deutlich wird, dass zur Verbesserung der Situation nicht nur der (fach)politische Wille erforderlich ist, sondern auch die Umgangsweise eine wichtige Rolle spielt. Planung und Politik vollziehen sich im Überblick und werden in der Regel von Nicht-Betroffenen ausgeführt. Singuläre Erfahrungen, sowie eigene Übertragung werden als Hilfskonstruktion benutzt. Erforderlich ist also ein Perspektivenwechsel.

Trotzdem kann die Perspektive nicht so einfach gewechselt werden, weil die anderen Perspektivanteile weiterhin vorhanden sind. Das antizipierende sich Hineinversetzen, das eher unter Empathie einzuordnen ist, also der Bereitschaft zur Anteilnahme, beinhaltet trotzdem nicht die Aufgabe der eigenen Perspektive zugunsten der Anderen. Es ist vielmehr die Bereitschaft neben der eigenen auch eine andere Sichtweise zuzulassen. Insofern geht es um einen Lernprozess, in dem das Wissen um die andere Perspektive zugelassen wird. Es kann also nicht von Perspektivwechsel, wohl aber um Perspektivwissen gesprochen werden. Perspektivenwechsel heißt also von Betroffenen lernen. Sich den Stadtteil aus ihrer Sicht zeigen lassen. Begreifen, was ihnen wichtig ist. Dieser Perspektivenwechsel steht also einer Diagnose entgegen, die durch die Segmentierung, die Trennung der Teile, charakterisiert wurde. Es wird der Vielfalt von Dingen und Bedeutungen das Wort geredet.

Lernprozesse

Wenn also Lernprozesse in Gang gesetzt werden sollen, bedarf es zunächst der Bereitschaft, der Motivation zum kommunalen Lernen. Und damit die Kommunikation gelingt, muss die eine Seite ihr Perspektivwissen zur Verfügung stellen, auf das die andere Seite mit ihrem Fachwissen reagiert. Dies gelingt nicht durch eine einmalige Einsicht. Vielmehr müssen alte Gewohnheiten durch neue ersetzt werden. Diese Notwendigkeit wird auf vielen Tagungen immer wieder gefordert. Wenn also im Folgenden von Griesheim die Rede ist, dann kommt darin zum Ausdruck, dass hier die Bereitschaft zur flächendeckenden Veränderung vorhanden war. Ein Bürgermeister und seine Nachfolgerin haben konsequent einen Weg der Stadtveränderung eingeschlagen, der nicht auf verinselte Lösungen abzielt, sondern die ganze Gemeinde im Blick hatte.

Griesheim ist eine Stadt mit fast 30.000 Einwohnern. Im Rhein-Main-Gebiet gelegen befindet sie sich in der unmittelbaren Nachbarschaft zu Darmstadt. Die Gemarkung weist eine Flächengröße von 2.154,88 ha auf. Der demografische Wandel findet deutlich abgeschwächt

statt, da durch Neubaugebiete und entsprechende Angebote für Familien ständig Zuwachsraten bei der Einwohnerzahl zu verzeichnen sind.



Zunächst wurden durch Beobachtung, Befragung und Kartierung die relevanten Orte und Wege von jungen und alten Menschen erkundet. Die besonders frequentierten Wege sind unter dem Gesichtspunkt der freien Restflächen analysiert worden und das Ergebnis mit Bauhof, Ordnungsamt und Liegenschaftsamt abgeglichen worden. So ergaben sich bei den Kinder 100 Orte für Spielobjekte, bei den Älteren konnten 145 Möglichkeiten für verschiedene Formen des Aufenthaltes im öffentlichen Raum entdeckt werden.



Die beispielbare Stadt

Eine Rutsche ist eine Rutsche. Darauf wird gerutscht. Das Begehen der Rutschfläche in umgekehrte Richtung stellt eine Zweckentfremdung dar. Das Sitzen und Palavern auf einer Tischtennisplatte wird als nicht sachgerechte Benutzung angesehen. Erst werden Spielobjekte von Erwachsenen definiert, dann von Kindern umdefiniert. Ein Findling dagegen hat keine Vorbestimmung durch Erwachsene erfahren. Er liegt einfach da und kann angesehen werden. Aber er lässt sich umrunden. Man kann sich draufstellen oder –legen. Herunterspringen macht Spaß. Und es lässt sich herausfinden, wieviel Kinder darauf passen. Wenn am Wege blaue Kugeln auf Stangen stehen, wollen Erwachsene wissen, wofür sie da sind? Kinder können darüber hüpfen. Ältere Menschen ruhen sich darauf aus. Das Mädchen stellt sich drauf, um den Jungen besser küssen zu können. Mit dem Fahrrad kann man die Pfosten umrunden.



Diese Definitionsoffenheit ist in einer verregelten Umwelt schafft neue Anreize. Jede und jeder kann entsprechend den eigenen Anforderungen sich Gegenstände aneignen, sie zum Teil der eigenen Lebenswelt erklären. Naturmaterialien wie Findlinge und Baumstämme sind definitionsneutral. Aber auch Anbieter von Spielplatzgeräten haben den öffentlichen Raum entdeckt und bieten Spielobjekte an. Unterschiedliche Qualitäten werden angeboten für die Grob- und Feinmotorik. Man kann wippen, Schwingen, Wirbeln, Drehen und Balancieren. Aber auch kommunizieren und experimentieren. Und selbst dort, wo der öffentliche Raum keine Nischen anbietet, oder der Weg zu schmal ist, kann durch die Veränderung des Bodenpflasters eine andere Qualität erreicht werden. Eine Unterbrechung des

Verbundsteinpflasters durch gestaltete Flächen oder der Austausch einzelner Steine durch farbige Steine zu einem Wegeband können hier Gestaltungsmittel sein.



Die besitzbare Stadt

Im Zusammenhang mit den Wegerfahrungen stellt sich bei älteren oder beeinträchtigten Menschen die Ressourcenreflexion als die wichtigste Komponente dar. „Man muss sich seine Energien einteilen und wenn ich weiß, dass ich mich nirgends hinsetzen kann, kostet mich das zu viel Energie.“ Die sich verkürzenden Ausgehwege werden mit steigender Müdigkeit in Beziehung gesetzt. Erfahrungen, beim Laufen unsicher zu werden und zu stolpern, werden dabei der eigenen Person und weniger den Verhältnissen zugeschrieben.



Schon vor Beginn findet ein Abgleich statt, dessen Ergebnis steuert, welcher Weg genommen wird. „Die Strecken sind oft zu lange, um sie ohne Pausen zu laufen.“ So haben sie feste „Pausen- Punkte“ wie zum Beispiel kleine Mäuerchen. „Ich brauche nicht unbedingt eine Bank, um etwas zu verschnauften.“

Weitere Aspekte, die beim Aufsuchen des öffentlichen Raumes eine Rolle spielen, sind

- das Image: „Oft würde sie sich gerne erneut hinsetzen, aber auf ,die Stufen beim Geschäft kann ich mich ja schlecht setzen. Wie sähe das denn aus?““
- das Soziale: „Sie beobachte auch öfters zwei Frauen vor ihrem Haus, die sich öfters zu einem ‚Schwätzchen‘ an der Straßenecke treffen, da wäre eine Sitzgelegenheit auch günstig.“
- die Fürsorge: „Wenn sie Kleinigkeiten in der Stadt zu erledigen und ihren Mann dabei hat, fällt ihr auf, dass es kaum eine Möglichkeit gibt, dass ihr Mann sich mal hinsetzen könnte.“
- Der ökonomische Aspekt: „Auch wenn man jemanden trifft in der Stadt, könnte man sich hinsetzen- Cafés hat es wohl, aber da muss man ja immer auch etwas trinken“

Es ist Teil der Sozialisation zu lernen, was wie heißt, und wofür es da ist. Dies erleichtert einerseits den Prozess, in eine Umwelt historisch – kulturell – sozial hineinzuwachsen. Andererseits blockiert es, eigene Bedeutungen zu platzieren. So haben Menschen gelernt, wofür etwas da ist. Und später fragen sie, wofür das da sei. Die Bindung an die Definitionsmacht Anderer ist auch im öffentlichen Raum sichtbar.

Als im öffentlichen Raum in Griesheim Spielobjekte auftauchten, deren Zweck und Nutzung definitionsoffen waren, löste dies große Irritationen aus. Im Gegensatz zu Kindern, die sich

Objekte aneigneten, den Dingen einen temporären Sinn und einen Namen gaben, fragten Erwachsene nach Erklärungen. Mit der Einordnung in das Konzept „beispielbare Stadt“ war zumindest geklärt, dass dies für Kinder sei. Doch dann wurde beobachtet, dass bestimmte Objekte auch von Erwachsenen, zumeist älteren Menschen, als temporäre Sitzgelegenheit adoptiert wurden.



Aus dieser Nutzungserfahrung heraus entwickelte sich als Anforderung an ein Objekt, das geeignet ist, kurzzeitig Kraft zu schöpfen:

- Die Sitzfläche soll so hoch sein, dass ein Aufstehen durch Gewichtsverlagerung möglich ist.
- Die Sitzfläche soll entsprechend abgeschrägt sein.
- Für eine Positionierung im Gehweg soll der Flächenverbrauch gering sein.
- Nach Regen soll das Wasser schnell ablaufen und der Trocknungsprozess günstig verlaufen.
- Wartungsfreiheit soll weitgehend gewährleistet sein.

Eine Sichtung aller Kataloge für Straßenmöblierungen zeigte, dass es solche Objekte nicht gibt. Aufgrund von Zufällen und persönlicher Ansprache haben sich zwei Firmen motivieren lassen, die Entwicklung von temporären Sitzobjekten anzugehen. Das Ergebnis sieht so aus:



www.eisen-jaeger.de



www.nusser.de



www.peter-zeimet.de

Die meistgenannte Variante, wenn es um das Sitzen im öffentlichen Raum geht, heisst Bank. Bänke werden vielfältig angeboten als Parkbank, Kunststoffbank, Holzbank, usw.. Trotzdem ist der Anspruch nach den Erkenntnissen aus dieser Untersuchung ein unterschiedlicher, was sich aus der abweichenden Funktion ergibt:

- Das kommunale Kino
Dieser Banktypus muss so ausgestaltet sein, dass ein längerer Aufenthalt als angenehm empfunden wird. Insofern ist sowohl die Form von Sitzfläche und Rückenunterstützung relevant, wie auch das Vorhandensein einer Armlehne. Weitere Aspekte haben weniger mit dem Objekt als dem Standort zu tun.

www.velopa.de

- Der Treffpunkt

Hier geht es nicht um das Wohlfühlen, sondern die Möglichkeit zu sitzen während einer zeitlich nicht genau bestimmaren Übergangszeit. Auf jeden Fall muss die Bankanlage als Sammelpunkt die Möglichkeit bieten, dass sich eine ganze Reihe von Menschen platzieren können, ob nun als Segment oder Rundbank.

www.nusser.de

Das Innovative der besitzbaren Stadt liegt in der Berücksichtigung der unterschiedlichen Anforderungen, die sich situativ ergeben. Ergänzt wird dies mit dem vorhandenen Mobiliar aus Sitzbänken und Objekten der beispielbaren Stadt.

Eine Stadt für die Langsamen

So wie Autobesitzer genau ihr Interesse an einem Parkplatz kennen, so brauchen auch Menschen, die zu Fuß unterwegs sind, Parkplätze. Der Aufenthalt im öffentlichen Raum ist nicht nur durch Bewegung, sondern auch durch Stillstand gekennzeichnet. Das Verweilen ist bei Kindern anders motiviert als bei älteren oder beeinträchtigten Menschen. Doch beide haben einen gleichberechtigten Anspruch, der durch die beispielbare und besitzbare Stadt wieder aktualisiert wird. Die Rückgewinnung einer verloren gegangenen Qualität ist keine Sozialromantik und kein historisierender Ansatz. Vielmehr wird bei Kindern der öffentliche Raum wieder aufgewertet und bietet Bewegungsanreize, die auch gesundheitspolitisch gewünscht werden. Bei beeinträchtigten und älteren Menschen kann einem frühzeitigen Rückzug in die Immobilität deutlich entgegengewirkt werden. Die Beweglichkeit der Langsamen ermöglicht die Lektüre der ganzen Gesellschaft jenseits des Privaten. Die reduzierte Öffentlichkeit bekommt ein altes und gleichzeitig neues Gesicht.

Weitere Informationen

:

Kompendium „Mensch Stadt!“ von Bernhard Meyer mit drei Bänden im Shaker-Verlag, Düren. Band 1: Perspektivenwechsel und demokratisches Lernen (2010) ISBN 978-3-8322-8196-0; Band 2: Die beispielbare Stadt- Die Rückeroberung des öffentlichen Raumes (2010) ISBN 978-3-8322-8426-8; Band 3: Die besitzbare Stadt – Öffentlicher Raum und individuelle Sicherheit (2011) ISBN 978-3-8440-0443-4

beispielbare-stadt.de

besitzbare-stadt.de

Prof. Bernhard Meyer

0177.8304832

bernhard.meyer@t-online.de